

Dokumentarischer Anhang

A SCHÜLERTEXTE

1 Reddi (Auszug) (Nov. 2000)

(... Flusser ist heimatlos,) weil er zu viele Heimaten in sich trägt und sich nicht festlegen kann. Meine eigene Heimatlosigkeit ist bedingt durch den Fakt, dass ich keine Verbundenheit zu der deutschen oder zur indischen Kultur fühle. Mein Empfinden treibt mich eher zur Flucht, obwohl die betroffenen Länder keinen Anlass dazu geben. Es wäre mir jedoch nicht möglich, in Deutschland oder in Indien für lange Zeit zu bleiben, da ich einen innerlichen Drang verspüre, etwas (N)euens kennenzulernen. Da ich bereits mit 2 Kulturen vertraut bin, wäre es interessant, auch sogar notwendig, weitere kennenzulernen. Ich bin 17 Jahre alt und kann nicht behaupten, dass ich bin, sondern ich bin erst in der Entwicklung zum Sein. Um mein Weltbild zu festigen, ist es notwendig neue – verschiedene – Kulturen kennenzulernen, um den Prozess des Lernens voranzutreiben. Obwohl ich glaube, dass diese menschliche Entwicklung nie ein Ende finden wird, muß ich diesen Prozess vorantreiben, damit ich nicht in Langeweile versinke. Wenn ich neue Kulturen kennen lerne, wäre es mir möglich die Welt aus vielen verschiedenen Perspektiven zu betrachten. Dadurch Sorge ich dafür, dass ich nicht reaktionär bzw. konservativ werde und mich gegen etwas wende, was mir fremd und neu ist.

2 Elisa (bezieht sich in dieser Aufgabe zusätzlich auf einen im November 2000 erschienenen Leserbrief in der FAZ)

Im Text „Multikulti bitte anderswo“ von Prof. Dr. Menzel lassen sich einige Aspekte, die Flusser in seinen Texten diskutiert, wieder finden. Seine rechtspopulistisch() klingende Rede von der deutschen Identität, die nicht von Fremden beeinflusst werden soll, zeigt deutlich seine Heimatliebe. Für Menzel sind Einflüsse von Außen, sofern sie die deutschen „Werte“ beeinflussen, unangenehm, wenn nicht sogar gefährlich. „Ich möchte deutsche Identität ... als ... gesichert sehen.“ Er spricht von Großartigem, das() die deutsche Geschichte vorzuweisen hat und vom „Europa der Vaterländer“. Nach Flusser ist für ihn die Heimat zur Wohnung, also zum Gewohnten und Schönen geworden. Gleichzeitig möchte er sich, seine Familie und ganz Deutschland dazu, von Fremden abgrenzen. Jedes europäische Land soll weit möglichst für sich abgegrenzt bleiben, denn er scheint selbst nicht fähig oder willig, sich mit Fremden auseinanderzusetzen. Vielleicht hat er, durch die Ausweitung seiner Wohnung auf seine ganze Heimat, die Fähigkeit zu kommunizieren verloren. Seine eigene Wohnung, also die Gewohnheiten, aus denen heraus man Neues entdecken soll und sein Haus, also die „vier Wände“, die einem Schutz bieten und ein Filter für äußere Einflüsse sind, scheinen den multikulturellen Entwicklungen nicht standgehalten zu haben. Er möchte alte Werte und Traditionen aufrechterhalten.

Auch wie er von sich und seiner Familie oder dem „Europa der Vaterländer“ spricht, zeigt sich eine gewisse konservative und patriarchalische Einstellung. (... und das soll auch so bleiben.)

Der Angst, ein Fremder im eigenen Land zu werden, liegt vor allem die starke Verbindung zum eigenen Land zugrunde. Wer fühlt, dass er seine Heimat in sich selbst oder bei Freunden und Familie findet, ist auch fähig, das Land mit anderen zu teilen.

3 Sandra (in einer Hausarbeit über „Flusser in Brasilien“; *Arbeitsauftrag: „Formuliere die Moral Flussers. Erkläre sie aus den Lebenserfahrungen in Brasilien. Setze sie mit anderen Texten Flussers in Verbindung“; im Auszug wird inhaltlich die dritte Frage bearbeitet.*)

(....) Der Punkt ist, dass Flusser, wenn er z. B. Brasilien als seine Basis ansehen würde, um von dort aus die Welt zu erkunden und die vielen Menschen, die er kennt zu besuchen, er die Erfahrungen nie völlig verarbeiten (könnte), da er immer alles von einem Standpunkt aus betrachten würde, welcher ihm von einer festen Heimat auferlegt würde. Bleibt er aber heimatlos, so hat er auch keinen festen Standpunkt und bleibt somit unvoreingenommen. In dem bereits genannten Text stellt Flusser fest, dass nur solche Heimatlose wahre Menschen sein können, nämlich „vorsätzlich – wenn auch nicht notwendigerweise zielbewusst – handelnde Tiere“.

Auch auf Flussers Texte zu Menschen und Maschinen, lässt sich diese Moral beziehen (...).

Flusser sagt, dass die Freiheit für einen Menschen wie ihn essentiell ist. In einem Radiointerview vom 30.9.91 sagt er, dass man seine persönliche Freiheit aufgibt, wenn man z.B. Abgeordnete wählt und diesen die persönliche Entscheidungsfreiheit überträgt. Einem Heimatlosen könnte das nicht passieren, denn um Wählen zu können, muss man eine Heimat haben, in der man wählen kann. Auch hat ein Heimatloser viel bessere Chancen, den globalen Apparat zu zerstören oder wenigstens zu schädigen, da er den Apparat gründlich kennenlernen und sofern er es will an vielen verschiedenen Stellen schädigen kann.

Ich kann mich Flussers Thesen nicht anschließen. Ich habe gerne meinen eigenen Standpunkt, was nicht heißt, dass ich mich darauf versteifen und Vorurteile aufbauen muß. Mit das Schönste am Reisen und die Welt erleben ist für mich, zu den Menschen zurück zu kehren, die mir die Welt bedeuten. Indem ich mich mit ihnen über Erlebtes austausche, lerne ich verschiedene Standpunkte kennen und kann somit selbst in meiner Heimat meinen Horizont erweitern. Auch Patriotismus gehört für mich nicht zwangsweise zu einer Heimat dazu. Patriotismus für ein Land deswegen nicht, weil sich Heimat für mich nicht in dem Land manifestiert, in dem ich z(ur) Z(eit) lebe, sondern in den Menschen. So kann ich Flusser letztendlich doch noch ein wenig Recht geben, denn auch meine Familie kann mein selbstgewählter Nächster sein, sofern man Familie nicht als Zwang betrachtet.

4 Anna

Kursarbeit Ethik 13/1 am 26.11.1999 2-stündig. Textgrundlage: Flussers Texte aus „Freiheit des Migranten“ zu „Heimat“, für Aufgabe 2 erweitert um „Jenseits der Maschinen“

Aufgabenstellung:

1.: Suchen Sie in den Texten Belege dafür, dass Flusser selber ein „entsetzter Mensch“ gewesen ist.

2.: Wie sah – nach Flusser - für „Heimatlose“, für „Migranten“ eine „menschenwürdige Zukunft aus ? (In den Apparaten oder bloß außerhalb?) - Nehmen Sie dazu inhaltlich Stellung.

1. In seinem Text „Wohnung beziehen in der Heimatlosigkeit“ erzählt Flusser von seinem Leben. Dabei wird am deutlichsten, dass auch er ein entsetzter Mensch war: Er selber bezeichnet sich zwar nicht als „entsetzt“, aber als „heimatlos“.

In seinem ganzen Leben ist Flusser von einem Ort zum anderen gezogen., mal freiwillig, mal wurde er vertrieben. Er hat jeweils versucht, sich in die Gesellschaft des neuen Ortes einzuleben und zu integrieren, so dass er nun viele „Heimaten“ in sich vereinigt und nicht eine einzige hat.

Dadurch ist er immer wieder „entsetzt“. Denn „Entsetzt“ bedeutet für Flusser, aus einer gewohnten und schon „hübsch“ gewordenen Umgebung herausgerissen zu werden und dem Ungewohnten und Neuen gegenüberzustehen. Nur dadurch kann der Mensch Erfahrungen sammeln und aus ihnen Information machen und lernen. Auch durch diese Theorie erkennt man, dass Flusser ein entsetzter Mensch gewesen sein muss. Denn er ist ein Philosoph. Und nach ihm und Aristoteles sind oder können nur entsetzte Menschen Philosophen sein. Nur wer Erfahrungen sammelt, nur wer durch neue Dinge und neue Sichtweisen mit seinen eigenen

Meinungen konfrontiert wird, kann über sie nachdenken. Menschen, die immer nur an einem Ort und in einer Gesellschaft leben, haben keinen Grund über sich und ihre Lebensweise nachzudenken, da sie keinen Vergleich und dadurch keine Distanz zu ihr haben. Sie finden sie hübsch, da sie an sie gewöhnt sind und sie nicht mehr wahrnehmen.

Flusser konnte sich nie an einen Ort richtig gewöhnen, da er nie lange genug dort war. Er hatte immer eine gewisse Distanz zu ihnen, er schwebte über ihnen, wie er sagt. Dadurch war (er) immer etwas „entsetzt“ und fasste nirgendwo richtig Fuß und schlug keine Wurzeln. Und daher konnte er Philosoph werden. Ein weiteres Merkmal für sein eigenes „Entsetzt sein“ ist die Art, wie er darüber schreibt. Er schreibt positive Dinge darüber und wie er selber sagt, kann dies nur der, der es als Opfer selber erlebt hat. Wenn Flusser eine verwurzelte Pflanze wäre, würde er nicht so negativ über seinen eigenen Zustand schreiben bzw. so positiv und auffordernd über das „Entsetzt sein“.

2. Denn Flusser sieht für „Entsetzte“, für „Heimatlose“ nicht nur eine menschenwürdige Zukunft, sondern sieht sie als „Vorposten“ (von) unser aller Zukunft. Er fordert uns auf, ihm nachzufolgen. Heimatlose sind ihrer Zeit voraus, denn in unserer Welt wird durch neue Technologie ein wirkliches Verharren an einem „Ort“ unmöglich: Durch die Medien und die Kommunikation sehen wir andere Gesellschaften, aber nur durch ein Fenster.

Um diese wirklich zu erfahren und um aus diesen Erfahrungen zu lernen, muss man sie selber erleben. Man muss reisen oder eben „vertrieben“ werden, man muss durch ihre Unterschiedlichkeit zu dem bisher Gewohnten entsetzt sein und dann die Erfahrungen an einem neuen Ort, den wir zu unserer Wohnung, zu unserem gewohnten gemacht haben, prozessieren, um dann wieder loszulassen und von neuem entsetzt zu werden.

Migranten tu(n) dies alles und sind daher mehr Mensch als wir, die dies vielleicht einmal und vielleicht für kurze Zeit im Urlaub erleben. Dadurch werden sie aber nicht nur Vorbilder, sondern auch zu Fenstern. Wenn sie zu uns kommen, können sie uns von ihren Erfahrungen und Erlebnissen erzählen oder wie Flusser darüber nachdenken und aus all seinen (sic!) Erfahrungen Erkenntnisse gewinnen, die wir gebrauchen können. Wenn schon wir nicht (hin)aus zu den anderen und zu uns unterschiedlichen Lebensweisen gehen, können sie die Unterschiede zu uns bringen.

Vor allem können sie uns vielleicht aus dem von Maschinen gesteuerten und begrenzten Leben, heraus führen. Denn noch sind nicht alle Teile der Welt durchtechnologisiert. Und sie bringen uns Beispiele, wie man noch frei leben und entscheiden kann. Oftmals kommen Migranten sogar aus solchen Ländern wie z.B. in Afrika, wo Strom und die damit verbundenen Apparate nicht selbstverständlich sind. Sie sind dadurch das Gegenstück zu den Apparaten, denn durch sie sehen wir die Welt nicht nur als das, was das Fernsehen uns zeigt, sondern vor allem den Rest, vor allem wenn wir sie als Beispiel nehmen und selber dorthin reisen.

Ich selber sehe das am Beispiel Eritrea, da ich selber dort war und 3 ½ Jahre() durch die Arbeit meines Vaters mich mit dem Land auseinander gesetzt habe. Einerseits habe ich dadurch ein Leben ohne Fernsehen, Radio und teilweise Strom und Wasser kennengelernt, andererseits habe ich einen anderen Schwinkel zu dem dort stattfindenden Bürgerkrieg: In unseren Medien wurde oft berichtet, dass es dabei um ein Land mit Rohstoffvorkommen geht, da dies die offizielle Erklärung der eritreischen Regierung ist. Ich als dort Gewesene und Entsetzte weiß, dass dies nicht stimmt und es mehr um Ablenkung von innenpolitischen Problemen und um ethnische Unterschiede geht.

Daher stimme ich Flusser absolut zu, wenn er das „Entsetzt sein“ , das „Neues und Ungewohntes erleben“ als positiv und anstrebenswert empfindet, da es eine Möglichkeit ist, unsere eigene Welt und Lebensweise kritisch und distanziert zu betrachten und danach vielleicht etwas freier und „richtiger“ zu entscheiden und zu handeln.

Die Dokumentation kann zeigen, wie unterschiedlich Schüler das Angebot der Philosophie Flussers annehmen, verarbeiten, nutzen. Das Gewicht solcher immerhin im schulischen

Kontext entstandenen Äußerungen, verbunden mit dem Angebot eines Denkmusters (hier „Flusser“), ist zwar nicht sicher einzuschätzen. Für mich spiegeln sie aber Positionen unserer Diskussionen wider.

Sie können vielleicht beim unbeteiligten Leser auch übertriebene Erwartungen dämpfen, dabei aber auch den guten Eindruck verblassen lassen, den der Autor von seinem Projekt hat hervorrufen wollen. Es könnte bei manchem Leser sogar Zweifel am Sinn des Projekts wecken oder verstärken, was auch kontraproduktiv wäre. Das wäre schade.

Beispiel 4 – Anna - soll hier kurz besprochen werden.

Eine zweistündige Kursarbeit in der Mitte der Einheit mit dem Arbeitsauftrag, 1. Belege zu geben, dass Flusser selber ein „entsetzter Mensch“ gewesen sei, 2. nach Flusser eine „menschenwürdige Zukunft“ für „Heimatlose“ zu umreißen und zu bewerten.

Die Bearbeitung von 1. beginnt mit „Wohnung beziehen“, aber auf die gesamte Lebenserfahrung Flussers bezogen, Ein erweitertes Verständnis von „entsetzt“ zeigt sich in der Definition,. Dem „hübsch“ des ästhetischen Zirkels werden „Erfahrungen“ als positiv gegenübergestellt. Überhaupt die innere Seite des Prozesses gut dargestellt. Dabei wird Flussers Theorie als solche zum Beleg gemacht. Schließlich wird der Unterschied zum *normalen* Menschen („an einem Ort und in einer Gesellschaft“) in einem teilweise redundanten Umkreisen und Umformulieren erarbeitet.

2. Die Untertreibung in der Aufgabenstellung wird sofort korrigiert. Medieneindrücke von „anderen Gesellschaften“ werden als „Fenster“ (im Sinne von „Häuser bauen“) qualifiziert. „Reisen“ bieten vielleicht die Chance, andernorts selber wirkliche Erfahrungen zu machen, vor allem aber können „Migranten“ für uns „Fenster“ werden. Anna denkt speziell an solche Migranten, „die uns vielleicht aus dem von Maschinen gesteuerten und begrenzten Leben herausführen“. Flussers Begriff des „Apparats“ bleibt leider schemenhaft, aber das wird teilweise kompensiert durch die Einbeziehung eigener Erfahrungen als Kind eines Entwicklungshelfers. Die von einem Bürgerkrieg „Entsetzte“ kritisiert an einem Punkt das trübe „Fenster“ unserer Medienberichterstattung. Bei ihr ist Flussers Philosophie auf fruchtbaren Boden gefallen.

Beim Wiederlesen fällt auf, wie sehr im vergangenen Jahrzehnt der Ferntourismus sich demokratisiert hat, ohne die Erwartung „wirklicher Erfahrungen“ zu erfüllen. Dialogische Medien wie das Internet haben dazu mehr geleistet. Die naiv vorgebrachte Anregung, Migranten erzählen zu lassen, erscheint mir viel interessanter. Wir können ohne Mühe jemanden in den Unterricht einladen – sogar aus der Schulgemeinde – und mit Flussers

Türen sind weder glückliche noch verlässliche Instrumente. Außerdem ist gegen Türen und Fenster noch das folgende einzuwenden: Man kann von außen in die Fenster hineinschauen und klettern, und die Öffentlichkeit kann durch die Tür ins Privathaus einbrechen. Man kann allerdings die Fenster und die Tür schützen, aber dann lebt man zwischen vier Wänden in Angst und Enge. Derartige Architekturen haben keine blühende Zukunft.

Dach, Mauer, Fenster und Tür sind in der Gegenwart nicht mehr operationell, und das erklärt, warum wir beginnen, uns unbehaust zu fühlen. Da wir nicht mehr gut zu Zelten und Höhlen zurückkehren können, (wenn einige dies auch versuchen), müssen wir wohl oder übel neuartige Häuser entwerfen.

Tatsächlich haben wir bereits damit begonnen. Das heile Haus mit Dach, Mauer, Fenster und Tür gibt es nur noch in Märchenbüchern. Materielle und immaterielle Kabel haben es wie einen Emmentaler durchlöchert: Auf dem Dach die Antenne, durch die Mauer den Telefondraht, statt Fenster das Fernsehen, und statt Tür die Garage mit dem Auto. Das heile Haus wurde zur Ruine, durch deren Risse der Wind der Kommunikation bläst. Das ist ein schäbiges Flickwerk. Eine neue Architektur ist vonnöten. (...)

So hat das neue Haus auszusehen: wie eine Krümmung im zwischenmenschlichen Feld, wohin Beziehungen ‚angezogen‘ werden. So ein attraktives Haus hätte die Beziehungen einzusammeln, sie zu Informationen zu prozessieren, diese zu lagern und weiterzugeben. Ein schöpferisches Haus als Knoten des zwischenmenschlichen Netzes.

Ein solcher Hausbau aus Verkabelungen ist voller Gefahren. Die Kabel können nämlich statt zu Netzen zu Bündeln geschaltet werden, ‚faschistisch‘ statt ‚dialogisch‘. Wie Fernsehen, nicht wie Telefone. In so einem entsetzlichen Fall wären die Häuser Stützen für einen unvorstellbaren Totalitarismus. Die Architekten haben für eine Vernetzung von reversiblen Kabeln zu sorgen. Das ist eine technische Aufgabe, und die Architekten sind ihr gewachsen.

Allerdings wäre so ein Hausbau eine technische Revolution, die weit über die Kompetenz der Architektur hinausginge. (Das ist übrigens der Fall bei allen technischen Revolutionen.) Eine derart dach- und mauerlose Architektur, die weltweit offen stünde (also nur aus reversiblen Fenstern und Türen bestünde) würde das Dasein verändern. Die Leute könnten sich nirgends mehr ducken, sie hätten weder Boden noch Rückhalt. Es bliebe ihnen nichts übrig, als einander die Hände zu reichen. Sie wären keine Subjekte mehr, es gäbe über ihnen keinen Herrn mehr, vor dem sich zu verstecken, aber auch in dem sich zu bergen wäre. Und es gäbe keine Natur mehr, die sie bedroht, und die sie beherrschen wollen. Dafür würden aber diese einander offenen Häuser einen bisher unvorstellbaren Reichtum an Projekten erzeugen: Es wären netzartig geschaltete Projektoren für alle Menschen gemeinsame Welten.

So ein Häuserbau wäre ein gefährliches Abenteuer. Weniger gefährlich jedoch als das Verharren in den gegenwärtigen Häuserruinen. Das Erdbeben, dessen Zeugen wir sind, zwingt uns, das Abenteuer zu wagen. Sollte es gelingen (und das ist nicht ausgeschlossen), dann würden wir wieder wohnen können. Geräusche in Informationen prozessieren können, etwas erfahren können. Sollten wir das Abenteuer nicht wagen, dann sind wir für alle ersichtliche Zeit verurteilt, zwischen vier durchlöcherten Wänden unter einem durchlöcherten Dach vor Fernsehschirmen zu hocken oder im Auto erfahrungslos durch die Gegend zu irren.

Unterrichtstext nach „Von der Freiheit des Migranten“ S.65-68 - leicht gekürzt

2

Vilem Flusser: Nomadische Überlegungen

Seßhafte sitzen und **Nomaden** fahren. Das heißt zuerst einmal:

Seßhafte haben Adressen, während **Nomaden** erst im Raum-Zeit-Kontinuum definiert werden können. Bei **Seßhaften** genügt es, Ecke 4th Av./52nd Street, NewYork anzugeben; bei **Nomaden** muß April, 10th 1990, 4 pm hinzugefügt werden.

Vom **Standpunkt der Sitzenden** aus sind **Nomaden** vorübergehende, flüchtige Phänomene. Vom **Standpunkt der Fahrenden** aus sind **Seßhafte** um eine der Daseinsdimensionen amputierte Krüppel. Man darf jedoch diesen Widerspruch nicht auf die Spitze treiben: Es ist zwar richtig, daß **der Sitzende** be-sitzt, und **der Fahrende** er-fährt, oder daß **der Sitzende** in der Gewohnheit wohnt und **der Fahrende** Gefahr läuft. Aber so richtig die Einsicht ist, die sich in den Wurzeln der Worte verbirgt, so erfordert das Phänomen doch, angesehen zu werden und nicht nur, zu Wort zu kommen.

Schaut man sich nun das Phänomen des Sitzens an, so sieht man Häuser mit Ställen und Feldern. Man sieht ein Dorf, man sieht politisch. Das Dorf ist ein Häuserkreis um einen Dorfplatz, mit einem Hügel darüber und einem Fluß daneben.

So sieht zumindest das ideale Dorf, die perfekte Republik aus. Es zeigt sich sofort, daß **die Seßhaften** nicht eigentlich auf dem Hintern sitzen, sondern dass sie verkehren. Sie pendeln z.B. zwischen Haus und Dorfplatz.

Wozu pendeln die Leute, anstatt zu sitzen? Deshalb, weil man sich zu Hause bisher nicht informieren konnte. Leute, die Häuser bewohnen, ohne je durch die Türe zu gehen, waren bisher «Idioten» im ursprünglichen griechischen Sinne dieses Wortes: Privatleute, die von der Welt nichts wußten.

Das hat sich dank der Informationsrevolution geändert: Informationen werden jetzt an Privathäuser verteilt. Es sieht so aus, als ob gegenwärtig das Pendeln zwecklos würde und als ob es erst jetzt tatsächlich möglich geworden wäre, sitzen zu bleiben. Das ist jedoch ein Irrtum.

Die Unmöglichkeit, mitten im Sturm der Medien sitzen zu bleiben (zu besitzen), kann auf zwei noblere Formeln gebracht werden:

- (1) Nicht mehr Besitz, sondern Information (nicht mehr Hardware, sondern Software) ist, was Macht ermöglicht, und
- (2) nicht mehr Ökonomie, sondern Kommunikation ist der Unterbau des Dorfes (der Gesellschaft).

Der Wind hat sich nicht nur um uns herum orkanartig erhoben und unsere Dörfer hinweggefegt, er hat sich auch gewaltig in uns selbst erhoben, so sehr, daß wir ihn als das Prinzip der Welt und unseres Lebens erfahren. Die Welt um uns herum ist zu einer unbewohnbaren Wüste geworden, in welcher der Wind des Zufalls Dünen häuft. Wir selbst wollen diesen Zufall. Wir sind **Nomaden geworden**.

Wir dürfen also von einer gegenwärtig einbrechenden Katastrophe sprechen, welche die Welt unbewohnbar macht, uns aus der Wohnung herausreißt und in Gefahren stürzt. Dasselbe läßt sich jedoch optimistischer sagen. Wir haben zehntausend Jahre lang gesessen. Und das ist die Katastrophe: daß wir jetzt frei sein müssen.

Prüfungstext mal. Abitur 2000 - Auszüge aus „Von der Freiheit des Migranten“. S.58ff.

3

Wohnwagen

Betrachtet man die Karawanen von Wohnwagen, die die sommerlichen Straßen Europas entlangziehen, und die Zeltlager, welche um diese Wohnwagen an über Europa verstreuten Flecken aufgeschlagen werden, kann man sich des Eindrucks nicht erwehren, daß man vor dem Anzeichen einer Tendenz steht, welche auf die Zukunft deutet. Dieser Artikel hat die bescheidene Absicht, den Wohnwagen in das Blickfeld einer phänomenologischen Ansicht zu rücken, um ihn einer späteren gründlicheren Untersuchung zugänglich zu machen.

Schaut man den Wohnwagen zuerst einmal nicht an, sondern hört aufmerksam auf seinen Namen, dann merkt man, daß er einen Widerspruch ausdrückt. „Wohnen“ hat mit Gewohnheit und dem Gewöhnlichen zu tun, also mit einer Stimmung, bei der man seiner Umgebung vertraut, und daher nicht auf sie achtet. Und „Wagen“ hat mit Wagnis zu tun (wenn auch nicht

wortgeschichtlich), mit Fahren und mit Erfahrung, also mit einer Stimmung, bei der man seine Umgebung beobachtet, weil sie nicht vertraut ist. Dieser Widerspruch „Gewohnheit - Gefahr“ oder „Mißachtung - Obacht (= Aufmerksamkeit) ist ein Aspekt der menschlichen Existenz, den Hegel mit dem Begriff des „unglücklichen Bewußtseins“ erfaßte: Gewinnt man sich, verliert man die Welt, gewinnt man die Welt, verliert man sich.

Das Wort „Wohnwagen“ scheint sagen zu wollen, daß dieser Widerspruch dabei ist, überholt zu werden, und daß wir dabei sind glücklich zu werden. Dieser Gedanke genügt, um unsere Aufmerksamkeit auf den Wohnwagen zu lenken, so wie er auf den Landstraßen gefährlich hinter den Autos ausschert oder Strände und Flußufer durch Gewöhnlichkeit verachtet.

Unbedingt schön ist er nicht, aber das beweist nur, daß er gut ist - zum Wohnen wie zum Fahren. Und er wird immer besser: billiger, größer, bequemer, heizbarer, leichter zu lenken. Ein Wohnwagen ist ein Haus auf Rädern. Häuser sind Orte, und die Zeit rollt über ihnen und durch sie hindurch. So werfen sie Schatten je nach dem Stand der Sonne. Behauste Menschen leben im Kreis, z.B. im Kreis des Hausschattens. Ein Wohnwagen läßt uns Raum und Zeit neu erleben. So kann man an der Kreuzung „Frankreich-Juli“ oder „Spanien-August“ wohnen.

Noch ist es allerdings nicht so weit. Die meisten Menschen wohnen in Häusern und fahren in Autos. In Wohnwagen wohnen und fahren nur einige, und diese nur ausnahmsweise. Auto und Haus sind noch nicht durch Wohnwagen überholt. Einer solchen Überholung steht vor allem die orts- und zeitgebundene Arbeit im Weg. Vorläufig ist der Wohnwagen die Lebensform der Freizeit und des Freiorts. Sollte die gegenwärtige Tendenz zur Verminderung der Arbeitszeit aber weitergehen, wird ein Punkt erreicht werden, an dem nicht nur Arbeitszeit, sondern auch Arbeitsraum überholt ist.

Da wir diesen Punkt vielleicht noch erleben können, sollten wir versuchen, ihn uns vorzustellen. Historische Modelle sind dafür nicht gut geeignet. Wohnwagenbesitzer sind keine Nomaden, weil sie weder Büffeln noch anderen Herden folgen. Die Gesellschaftsform des Camping ist nicht der Stamm, sondern die einsame zufällig zusammengewürfelte Masse.

Wir besitzen aber ein anderes Modell, mit dem wir vielleicht das Umschlagen der Lebensqualität erfassen können, nämlich die Schnecke. Dieses Wohnwagentier trägt seinen ganzen Besitz bei sich, kann sich auf sich selbst zurückziehen, dann die Fühler ausstrecken, sich der Zukunft entgegenstrecken, sich paaren und fressen. Eine nähere Untersuchung der Schnecke wäre wahrscheinlich aufschlußreich für das Verständnis des Wohnwagenbesitzers, dieses Neuen Menschen im Glück der Konsumgesellschaft. Für manche mag dieses Modell zu schleimig sein. Das sollte aber für andere, die im Schleim und seiner Bewegung den Unterbau des Lebens sehen, kein Hindernis sein, das Modell zu benutzen. Und wer *escargots* (Schnecken) ißt, weiß, daß etwas gut sein kann, auch wenn es nicht unbedingt schön ist.

Prüfungstext Vorschlag Abitur 2000-2002; nach: Von der Freiheit des Migranten, 1994, S.95ff - Auszüge)

4

Für eine Philosophie der Emigration (Auszüge)

A

Der Mensch ist bedingt. Bedingt sein heißt, von Dingen umgeben sein, die die Bewegung des Bedingten in spezifische Bahnen lenken. Der Mensch ist aus seiner natürlichen und seiner kulturellen Bedingung erklärlich.

Der Mensch ist nicht ganz bedingt. Es gibt in seiner Umgebung eine Stelle ohne Dinge.

Von dieser Stelle aus kann er seine Umgebung überblicken. Gäbe es diese Stelle nicht, dann hätten die vorstehenden Zeilen nicht geschrieben werden können.

Der Mensch ist (also) aus seiner Bedingung nicht ganz erklärlich. Der Mensch ist frei, weil er sich mit einer unvorhersehbaren und unerklärlichen Bewegung gegen seine Bedingung empören kann und sie verändern kann. Er kann sich also engagieren.

Ist der Mensch auch frei, weil er flüchten kann?

B

Was unterscheidet den **Emigranten** vom Flüchtling?

Wenn ich die erste Bedingung verlasse, um auf derselben Ebene die zweite zu betreten, bin ich ein Flüchtling. Ich habe mich nicht empört und nicht engagiert, sondern ich habe mich treiben lassen. An dieser meiner voraussehbaren Bewegung ist keine Würde.

Der Flüchtling ist, positiv und negativ, der verlassenen Bedingung verhaftet. Er schleppt sie auf seiner Wanderung mit sich, und zwar in einer Mischung von Ressentiment und Liebe.

Der Emigrant hat sich über die verlassene Bedingung erhoben. Folglich kann er aus ihr herausheben, was er will, und anderes kann er verwerfen.

Was unterscheidet den **Immigranten** vom Flüchtling?

Der Flüchtling, eingekapselt in die verlassene Bedingung wie er ist, ist der neuen verschlossen.

Er hat ihr weder etwas zu geben, noch von ihr etwas zu nehmen.

Der Immigrant steht der neuen Bedingung teilweise offen, nämlich an den Stellen, an denen die verlassene Bedingung verworfen wurde. An diesen Stellen kann er die neue Bedingung sich assimilieren und sich der neuen Bedingung assimilieren.

Und er kann an den Stellen, an denen er seine alte Bedingung bewußt beibehält, auf die neue Bedingung verändernd einwirken.

Es ist immer leichter, Flüchtling zu sein und die Flucht dann mit dem Begriff der Treue zu verschleiern. Echte Treue ist das Engagement an einem frei Erwählten. Also ist der Begriff der Treue von dem der Freiheit nicht zu trennen. Die Treue des Flüchtlings ist eine falsche Treue.

Der europäischen Bedingung in Brasilien treu ist nicht der, der sie sklavisch bewahrt, sondern der, der versucht, Brasilien Teile dieser Bedingung einzuverleiben, wenn auch dieser Versuch aus einem Engagement an Brasilien quillt und nicht aus einem an Europa.

(Prüfungstext im mündlichen Abitur 2000)

5

Exil und Kreativität

Die Gewohnheit ist eine Wattedecke. Sie rundet alle Ecken ab und sie dämpft alle Geräusche. Sie ist unästhetisch (von „aisthethai“ = wahrnehmen), weil sie verhütet, dass Informationen wie Ecken oder Geräusche wahrgenommen werden. Weil die Gewohnheit abschirmt, weil sie anästhetisiert, wird sie als angenehm empfunden. Als gemütlich. Die Gewohnheit macht alles hübsch ruhig. Jede gewohnte Umgebung ist hübsch, und diese Hübschheit ist eine der Quellen der Vaterlandsliebe. (Welche allerdings Hübschheit mit Schönheit verwechselt.) Wird die Wattedecke der Gewohnheit weggezogen, dann entdeckt man. Alles wird dann ungewöhnlich, monströs, im wahren Sinne des Wortes *ent-setzlich*.

Das Exil ist ein Ozean von chaotischen Informationen. Der Mangel an Redundanzen dort erlaubt nicht, diesen Informationsschwall als sinnvolle Botschaften zu empfangen. Das Exil ist, da ungewöhnlich, unbewohnbar. Man muss, um dort wohnen zu können, die umherschwirrenden Informationen zu sinnvollen Botschaften erst verarbeiten, man muss diese Daten *prozessieren*. Das ist eine Frage des Überlebens. Daten verarbeiten ist synonym mit Schaffen. Der Vertriebene muss kreativ sein, will er nicht verkommen.

Ich sage *Vertriebene* und nicht *Flüchtlinge* oder *Emigranten*, um die Reichweite des hier angeschnittenen Problems vor Augen zu führen. Denn ich meine nicht nur Phänomene wie die Boat-People, Palästinenser oder jüdische Emigration aus Hitlers Europa, sondern jenes Vertriebensein der älteren Generation aus der Welt ihrer Kinder und Enkel oder jenes Vertriebensein der Humanisten aus der Welt der Apparate. Wir stehen in einer Periode der Vertreibung. Wenn man dies positiv wertet, wird einem die Zukunft weniger dunkel erscheinen. Dieser Aufsatz wird von einem mehrfach und in verschiedenen Sinnen Vertriebenen geschrieben. Von einem also, der das Leiden kennt, das jedes Exil kennzeichnet. Und auch den Schatten, den dieses Leiden wirft und für den die deutsche Sprache das Wort *Heimweh* gemünzt hat. Er wird trotzdem, oder gerade deshalb, das Vertriebensein loben.

Im Exil, worin die Decke der Gewohnheit abgezogen ist, wird man zum revolutionär, und sei es nur, um dort wohnen zu können. Daher ist das Misstrauen, das dem Vertriebenen im Neuen Land entgegengebracht wird, vollauf berechtigt. Sein Einzug durchbricht tatsächlich das Gewohnte und bedroht seine Hübschheit. Das Neue Land ist ja nur für den Vertriebenen Neuland. Wohin immer er vertrieben wird, dort wird er Amerika entdecken. Für die Bewohner, die ihn aufnehmen sollen, ist es ein Altland.

Es ist jedoch nicht gleichgültig, wohin man vertrieben wurde. Für die Ureinwohner hat jedes Land einen anderen Charakter, nämlich andere Gewohnheiten, die die Wahrheit verdecken. Es gibt Länder, die sich aus Gewohnheit für neu halten, zum Beispiel Amerika oder das Land unserer Enkel oder das Land der automatischen Apparate. Und Länder, die sich aus Gewohnheit für alt, das heißt *heilig* halten, zum Beispiel eben Jerusalem oder das Land der linearen Texte oder das Land der bürgerlichen Werte. Zieht nun der Vertriebene in ein sich für neu haltendes Land ein, dann zwingt dies die Ureinwohner, ihre durch Gewohnheit verkrustete Senilität zu entdecken. In einem sich für heilig haltenden Land zwingt dies die Ureinwohner, ihre Heiligkeit als Gewohnheit zu entdecken. Er zwingt einerseits die Amerikaner, die Enkel und die Apparatfunktionäre, sich selbst als ein immer schon Dagewesenes zu entdecken. Und andererseits die Jerusalemer, die Schriftsteller und die Verteidiger ewiger Werte, sich selbst als träge Gewohnheitstiere zu entdecken.

Die Ankunft des Vertriebenen im Exil ruft *äußere* Dialoge hervor, und es entsteht, spontan, um den Vertriebenen herum ein geradezu emsiges Schaffen.

Es entsteht bei seiner Ankunft im Exil, ein Aufknacken des *Selbst* und ein Öffnen hin zum anderen, ein Mitsein. Diese dialogische Stimmung ist nicht notwendigerweise ein gegenseitiges Anerkennen, sondern sie ist meist polemisch (um nicht zu sagen mörderisch). Aber selbst so ein polemischer Dialog ist schöpferisch. Das Exil, wie immer es auch geartet sein möge, ist die Brutstätte für schöpferische Taten, für das Neue. Der Vertriebene ist Katalysator für Synthesen neuer Informationen. Wird er sich jedoch seiner Wurzellosigkeit als seiner Würde bewusst, dann entsteht in ihm ein *innerer* Dialog, nämlich ein Austausch zwischen seinen mitgebrachten Informationen und dem Ozean der Informationswellen, die ihn im Exil umspülen. Es geht dann um schöpferische Sinngebung sowohl dem mitgebrachten wie dem ihn jetzt umgebenden Chaos gegenüber.

Vertriebene sind Entwurzelte. Im Deutschen gibt es das gehässige Wort *Luftmensch*. Der Vertriebene kann entdecken, dass *Luft* und *Geist* verwandte Begriffe sind und dass daher *Luftmensch* Mensch schlechthin bedeutet.

Dies stellt selbstredend die Frage nach der Freiheit. Aber sie stellt sich für den Vertriebenen nicht theoretisch, sondern praktisch: Die erste Vertreibung wurde erlitten. Sie hat sich als produktiv erwiesen. Und dann beginnt das Exil zur Gewohnheit zu werden. Soll man sich, gleich Münchhausen, aus dieser Gewohnheit an den eigenen Haaren herauszuziehen versuchen oder soll man eine neue Vertreibung provozieren? So stellt sich die Frage nach der Freiheit nicht als Frage, zu gehen und zu kommen, sondern fremd zu bleiben, anders als die anderen.

(Auszüge für Unterrichtstext; ich habe dabei Umstellungen vorgenommen. Die Abschnitte stammen der Reihe nach den Seiten: 108, 103, 104, 106, 106-7, 109, 107 und 108 (aus : „Von der Freiheit des Migranten“)

)

6

Vilém Flussers Brasilien – nach: „Wohnung beziehen in der Heimatlosigkeit“

Brasilien war existentiell ein *no man's land*, als die Einwanderungswellen im 19. Jahrhundert begannen. Es war niemandes Heimat. Darum der Schlachtruf der eine Heimat erzwingen wollenden Patrioten: *Este país tem dono* (Dieses Land hat einen Besitzer). Nicht eine afrikanische, asiatische oder andinische Kolonie war es, wo Kolonisatoren Einheimische beherrschten, sondern, etwa wie die Vereinigten Staaten, ein leeres Land, aus dem die Einheimischen vertrieben wurden. Daher wurden die Einwanderer nicht als hässliche Fremde, sondern vorurteilslos als heimatlose Schicksalsgenossen empfangen.

Diese vorurteilslose Stimmung unterschied sich so stark von der europäischen Stimmung der Heimaten, aus denen die einwandernden vertrieben waren, dass es geradezu eine Gemeinheit gewesen wäre, sich nicht zu engagieren. Als ich in Brasilien ankam, wurde ich, sobald es mir einigermaßen gelang, von den Gasöfen zu befreien, von diesem Taumel mitgerissen. Ich tauchte in die Begeisterung für das Errichten einer neuen, menschenwürdigen, vorurteilslosen Heimat unter.

Außerdem war man in diesem Niemandsland Brasilien Pionier auf jedem Gebiet, das man bearbeiten wollte. In meinem Fall: Eine brasilianische Philosophie war in Zusammenarbeit mit einigen wenigen Schicksalsgenossen überhaupt erst zu schaffen. So begann man, dialogische Fäden mit seinen Mitmenschen zu spinnen, welche nicht, wie in der verlorenen Heimat, durch die Geburt aufgelegt waren, sondern frei hergestellt wurden. Ein Freiheitstaumel erfasste mich. Ich war frei meine Nächsten zu wählen.

Das im Weben begriffene Netz blieb offen. Zum Beispiel: Das philosophische Institut, an dem italienische Croce-Schüler, deutsche Heideggerianer, portugiesische Orteguianer, ostjüdische Positivisten, belgische Katholiken und angelsächsische Pragmatiker teilnahmen(...). Trotzdem begann es sich jedoch zu institutionalisieren. Die Aufnahme darin wurde immer schwerer. Es begannen sich Vorurteile zu kristallisieren. Das heißt, man begann mit dem Errichten einer neuen Heimat Erfolg zu haben. Es ging der lebendige Kontakt mit den großen Zentren verloren, und ich erkannte, was ich aufgegeben hatte, als ich mich in Brasilien engagierte – nämlich die Freiheit von geographischer Bindung. Es begannen in mir Zweifel zu entstehen, ob in der gegenwärtigen informatischen Revolution nicht jede geographische Verbundenheit reaktionär ist; ob man denn Vorteil, keine Heimat zu haben aufgeben sollte.

Und so erkannte ich, was den Patriotismus, sei er lokal oder national) so verheerend macht, dass er aufgelegte menschliche Bindungen heiligt und daher die frei auf sich genommenen hintanstellt; dass er die Familienverwandtschaft über die Wahlverwandtschaft stellt, die echt oder ideologisch biologische über Freundschaft und Liebe.

Nicht Brasilien ist meine Heimat, sondern *Heimat* sind für mich die Menschen, für die ich Verantwortung trage. Ich bin nicht verantwortlich für die ganze Menschheit, etwa für eine Milliarde Chinesen. Sondern es ist die Freiheit der Verantwortung für den *Nächsten*. Es ist jene Freiheit, die vom Judenchristentum gemeint ist, wenn es die Nächstenliebe fordert und vom Menschen sagt, er sei ein Vertriebener in der Welt und seine Heimat sei anderswo zu suchen.

Unterrichtstext (im Original mit kleiner Karte und Worterklärungen) – nach „Von der Freiheit des Migranten“; S.22-23

7

„Prag“

Radiointerview, DSR, 2 Sept. 1991 kurz vor der zweiten Reise nach Prag und dem tödlichen Autounfall.

Patrik Tschudin:

Sie haben Prag erwähnt. Sie sind 1920 in Prag zur Welt gekommen.

Vilém Flusser:

Wissen Sie, ich war vor drei Wochen in Prag. Ich war überrascht von zwei Dingen. Erstens, daß die Stadt tatsächlich so unglaublich prachtvoll ist, wie ich sie in Erinnerung hatte. Die Erinnerung verzaubert doch die Dinge und verschönert sie, aber in diesem Fall war es nicht so, sondern Prag ist tatsächlich von einer unvergleichlichen Schönheit. Man darf es eigentlich nicht (sagen), da man doch dort geboren ist und da man weiß, daß das ein schlechter Ausgangspunkt für irgendeine ästhetische Kritik ist, trotzdem muß ich zugeben, ich kenne nur eine einzige Stadt, die an Pracht mit Prag vergleichbar ist, und das ist Venedig. Also ich war dort. Und wie ich durch die Straßen gegangen bin - ich habe alles erkannt. Es war mir nichts fremd, aber ich habe mich nicht wiedererkannt. In diesem Sinne habe ich die 19 oder 20 Jahre, die ich in Prag verlebt habe und die doch für mich sehr wichtig waren, verloren.

Es kommt vielleicht daher, daß es keine Juden mehr in Prag gibt und keine Deutschen. Aber wenn man Prag von Juden und Deutschen säubert - von Juden seitens der Säuberungsaktion der Deutschen, und dann von Deutschen seitens der Säuberungsaktion was weiß ich wessen - , also wenn man das getan hat, dann bleibt nur sozusagen eine Kulisse.

Aber auch das stimmt nicht, denn die Leute haben mich außerordentlich freundlich empfangen und obwohl ich nur 3 Tage dort war, haben sie mich in etwas geführt, das heißt „Haus der Fotografie“, und ich habe aus dem Stegreif einen tschechischen Vortrag dort gehalten.

Tschechisch, wissen Sie, ist meine Muttersprache. Ich habe es einundfünfzig Jahre nicht gesprochen und kein gedrucktes Wort gesehen. Man sagt, es gäbe im Gehirn zwei verschiedene Funktionen von Sprachprozessierung. die strukturelle¹ und die lexikale.

Die strukturelle ist viel tiefer eingetragener als die lexikale. Das heißt, ich habe grammatikalisch richtig gesprochen, habe aber keine Worte zur Verfügung gehabt. Und plötzlich ruft meine Frau: «Paß auf, Du sprichst ja Portugiesisch!» Ich bin aus dem Tschechischen ins Portugiesische gerutscht, während des Vortrages, ohne mir dessen bewußt geworden zu sein, weil ja Portugiesisch jetzt sozusagen meine Muttersprache geworden ist.

Warum sage ich Ihnen das?

Weil ich über Biographie spreche und weil ich damit sagen wollte:

Obwohl mir die Stadt bekannt ist und obwohl sie mir zugleich völlig leer und fremd ist, haben mich die Leute - aus Mißverständnis ihrerseits - sehr gut empfangen und wollen mich kapern, wissen Sie. Ich weiß ja genau, daß das eine Rekuperationstaktik ist. Die Leute möchten gern jemanden haben, der viele Jahre draußen war und jetzt irgendwie wiederkommt. Und so bin ich dann im November eingeladen, dort einige Vorträge zu halten. Von einigen tschechischen Stellen bin ich dort eingeladen, aber es bezahlt das (deutsche) Goethe-Institut, was ein Beweis dafür ist, daß die Tschechen kein Geld haben. (...)

Prüfungstext beim mündlichen Abitur 2000; Auszüge nach „Von der Freiheit des Migranten“ S.120-122

8

„Dinge und Undinge“

Unsere Umwelt bestand noch vor kurzem aus Dingen: aus Häusern und Möbelstücken, aus Maschinen und Fahrzeugen, aus Kleidern und Wäsche, aus Büchern und Bildern, aus Konservenbüchsen und Zigaretten. (80) Das ist leider anders geworden. Undinge dringen gegenwärtig von allen Seiten in unsere Umwelt.. Man nennt diese Undinge ‚Informationen‘.(81) Die Informationen, die gegenwärtig in unsere Umwelt eindringen, sind von einer Art, wie sie nie vorher bestanden hat: All die Filmbänder und Mikrofilme, die elektronischen Bilder auf dem Fernsehschirm, die in den Computern geladenen Daten und Programme, sind derartig „weich“ (software), daß jeder Versuch, sie mit den Händen zu begreifen, fehlschlägt. Sie sind nur dekodierbar*. Ihre materielle Unterlage - Zelluloid, Chips, Laserstrahlen - wird immer billiger, die Programme immer teurer. (82) * (mit einem Code zu entschlüsseln)

Die Dinge beginnen in den Hintergrund unseres Interessenfeldes zu rücken. (82)

Wir sind selber sind alle vom neuen Charakter unserer Umwelt durchdrungen. Unser existentielles Interesse verschiebt sich zusehends von den Dingen zu den Informationen. Nicht noch ein Möbelstück und noch ein Kleid, sondern noch eine Ferienreise, eine noch bessere Schule für unsere Kinder, noch ein Musikfest in unserrer Gegend wollen wir haben.(82) Dieser neue Mensch, der um uns herum und in unserem Innern geboren wird, will nicht tun und haben, sondern er will erleben. Er will erfahren, erkennen und vor allem genießen. (84)

Zugleich ist ein immer kleinerer Teil der Gesellschaft mit dem Herstellen von Dingen beschäftigt. Die gegenwärtige Arbeitslosigkeit ist keine „Konjunkturerscheinung“, sondern sie ist ein Symptom für die Überflüssigkeit der Arbeit. (82)

Die Hände sind überflüssig geworden. (86) Um Tasten zu drücken, sind nur Fingerspitzen nötig. Der Mensch der Zukunft wird dank seiner Fingerspitzen dasein. Es ist daher zu fragen, was existentiell geschieht, wenn ich auf eine Taste drücke. Was geschieht, wenn ich auf eine Taste am Fernsehapparat, am Telefon drücke? Was geschieht, wenn der Präsident der Vereinigten Staaten auf die rote Taste drückt oder der Fotograf auf den Auslöser? Ich wähle eine Taste, ich entscheide mich für eine Taste. Ich entscheide mich für ein bestimmtes Programm des Fernsehens, für eine bestimmte Telefonnummer. Der Präsident entscheidet sich für einen Krieg, der Fotograf für eine Aufnahme. (87)

In Wirklichkeit aber löse ich mit dem Tastendruck einen Prozeß aus, der vorprogrammiert ist. Ich habe mich nicht etwa „frei“ entschieden, sondern innerhalb des Fernsehprogramms, des Telefonprogramms, des amerikanischen Verwaltungsprogramms, des Programms des Fotoapparats. Die Entscheidungsfreiheit des Fingerspitzendrucks erweist sich als programmierte Freiheit, als eine Wahl vorgeschriebener Möglichkeiten. Ich wähle laut Vorschrift. (87-88)

Es sieht demnach so aus, als ob sich die Gesellschaft der Zukunft in zwei Klassen gliedern würde: in die Klasse jener, die Programme herstellen und jener, die sich programmgemäß verhalten, in die Klasse der Spieler und die der Marionetten. Dies ist zu optimistisch gesehen. Denn auch die Programmierenden entscheiden sich innerhalb eines Programms, das man das „Meta-Programm“ nennen könnte, *und so fort*. Die Gesellschaft der Zukunft wird klassenlos sein, eine Gesellschaft programmierender Programmierter. (88)

Die Programme werden zusehends besser. Das heißt: sie werden astronomische Mengen von wählbaren Möglichkeiten enthalten, Mengen, welche die menschliche Entscheidungsfreiheit übersteigen, sodaß ich bei meinem Tastendrücken nie an die Grenzen des Programmes stoße. Der Beteiligte wird daher den Eindruck haben, völlig frei zu entscheiden.(88)

Der programmierende Totalitarismus wird für die an ihm Beteiligten unsichtbar werden. Sichtbar ist er nur in seinem gegenwärtigen embryonalen Zustand. Wir sind vielleicht die letzte Generation jener, die einsehen können, was sich da vorbereitet.(89)

Vielleicht aber ist unsere Einsicht ein Zeichen dafür, daß wir „überholt“ sind? (89)

Wir stehen dem Arbeiter und Bürger der Französischen Revolution näher als unseren Kindern. (83)